

21]

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Der alte Kreienhofer konnte sich nun eben nicht schämen, er stand seinem Schicksal gänzlich verständnislos gegenüber. Aus der grenzenlosen Verachtung, die er jedem seiner neuen Haus- und Lebensgenossen entgegenbrachte, machte er kein Hehl, er ging an ihnen wie an Ausfägigen vorbei. Manchmal, wenn er in sich zusammengesunken auf dem Bänklein neben Schwengeler's Haustüre saß, fuhr er plötzlich wie aus einem Traum erwachend empor und sah an den Wänden und Fenstern hinauf, als wollte er sich immer wieder überzeugen, ob es denn wirklich wahr sei? An schönen Tagen, wenn die Leute draußen geschäftig ab und zu gingen, pflegte der gebrechliche Mann stundenlang im halbdunkeln Holzschöpflein zu stehen und durch eine Bretterlücke auf die Dorfstraße hinaus zu lauern. „Erst wie ein gestorbener Mensch, der nun zu sehen muß, wie es auf der Welt ohne ihn geht“, sagte der Zeigerhanß, wenn er ihn beobachtete. „Es ist einfach zu viel für ihn.“

Sin und wieder lief der Kreienhofer aus der Burdi weg und ließ sich zwei oder drei Tage nicht mehr blicken. „Er meint immer, sein Tochtermann in Zimmerwald werde so dumm sein und ihn in Pension nehmen“, spöttelte der Birchenschwengel. „Ja, wenn's halt einen Dreihigtauferer zu erben gäbe, wie der Schälcher gemeint hat! Der weiß auch ganz genau, daß der Alte dem Kaiser Sühntopf bloß aus purem Hochmut als Bürge hingestanden ist: „Seht einmal her, ich bin keine Angstmamsell! Ich, der Kreienhofer!“ — Vom Hochmut hat er sich sozusagen ernährt, das ist sein Fressen gewesen. Jetzt nagt er sogar noch an dem abgeschundenen Knochen, der Aff!“

Einmal, da der Kreienhofer wieder ein paar Tage fortgewesen, kam er auf dem Rückwege zu mir in den Stall herein. Er sah sich das Vieh an, ein Stück nach dem andern, lobte und tadelte, maß und schätzte ab und fragte zuletzt, ob die Ware dem Zeigerhanß vielleicht feil wäre? Er habe da auf der andern Seite des Berges einen Bauerngewerb gekauft und müsse notwendig mehr Vieh einstellen. Seinem Kostgeber, dem Birchenschwengel, sagte er vor der Haustüre mit unsäglich geringschätziger Gebärde, er möge ihm dann bis morgen die Rechnung machen, er habe im Sinn, auszugiehen. Am gleichen Abend, beim Bunachten, fand man ihn auf dem Estrich erhängt, und zwar zu oberst am Firstbalken, zu dem er nur mit Mühe auf einer elenden Leiter hatte hingekommen. Der Armenpfleger Stöcker sagte, als er den Bericht erhielt, das sehe dem Kreienhofer ähnlich, er habe immer oben hinaus gewollt. —

Der Birchenschwengel hielt es im großen ganzen mit den Vögeln des Himmels, die weder säen noch ernten, und die nichtsdestoweniger mit Freuden ihr Leben fristen. Er behauptete, man komme wunderbar durch die Welt, wenn man sich an das Vorhandene halte und den fleißigen Leuten nicht vor dem Schaffen sei. Der Esel, der das Korn in die Mühle trage, bekomme gewöhnlich nur die Spreu zu fressen. Da er sich ein wenig aufs Wildern verstand und ihm auch die Forellen im Steigerbach und in der Trüb, immer „in die Hände hineinschlüpften“, wie er scherzhaft vorgab, war sein Tisch zuzeiten besser mit Fleisch versorgt als der manches wohlhabenden Bauern. In einem verlotterten Schweinestall hielt er sich das ganze Jahr drei bis vier graue Kaninchen, die ihn in die angenehme Lage versetzten, den Hasenpfesser „eigen zu haben“. Die Kaninchen hatten, ähnlich wie das Sandwägelchen voll Birkenreisig, das er sich je und je einmal an einer Holzgant in Krien erstand, die sonderbare Eigenschaft, nie alle zu werden, gleich dem Delreischen im Krüge der biblischen Witwe. Der Jäger Steffen im kleinen Wäldi gab zwar öfters der Mutmaßung Ausdruck, der Hasenfall in der Burdi sei größer als man meine, und der Schwengeler finde manchmal sogar einen Rehschlegel oder ein paar Rebhühner darin. Aber beweisen konnte Steffen nichts, und da er selber das Wildern auch nicht unbedingt zu den sieben Todssünden rechnete, so ließ er es beim Schimpfen bewenden. Die Bauern ihrerseits waren der Meinung, daß

man vor gefressenem Wild keine Bäumchen mehr einbinden brauche.

Noch ein anderer Umstand kam dem Birchenschwengel zufluten. Er hatte in jungen Jahren einmal einen Anlauf zur Erlernung des Metzgerberufs genommen und behauptete, wenn er auch damals in der dritten Woche aus der Lehre gelaufen sei, so nehme er es dank natürlicher Anlagen heute noch mit jedem bessern Meister auf. Das brachte ihm den Vorteil, daß er dem Lindenmetzger in Trüb jeden Freitag beim Schlachten behilflich sein durfte, bei welcher Gelegenheit er neben allerlei brauchbaren Abfällen manches saftige Bratenstück und manche dicke Blutwurst nach Steig hinaufzuschmuggeln wußte.

Alle diese Eigenschaften und Fähigkeiten waren geeignet, in den Augen der Burdi-Leute eine Art Glorienschein um das Haupt des Birchenschwengels zu weben. Wenn dieser bei guter Laune war und „im Beruf Glück gehabt“ hatte, wie er sich ausdrückte, dann konnte es hie und da kleine Schmausgelegenheiten absehen, bei denen auch der Most nach Bedürfnis floß; denn der alte Speckbirnbaum in Schwengeler's Garten trug wirklich jedes Jahr; manchmal, wie man sich beim Mosten überzeugen konnte, sogar zwölf bis fünfzehn verschiedene Arten und nicht selten noch Aepfel dazu. Sämtliche Hausgenossen spielten bei solchen Festlichkeiten die Rolle der geladenen Gäste, während der Birchenschwengel, zugleich Wirt, Koch und Kellner, sich so recht als Mittelpunkt der Welt, als Vater und Anwalt der Bedrängten fühlte und auch als solcher gefeiert wurde. Einzig die Seilertöde war ruppig genug, ihm manchmal noch während des Essens Grobheiten zu machen, wie sie denn fast das ganze Jahr mit ihm in offener Fehde lebte.

Die Seilertöde oder „das Pfund“, wie sie Schwengeler für sich und andere getauft hatte, war eine alleinstehende Frauensperson, die zu jener Zeit das geringste und baufälligste der drei Burdi-Meister bewohnte und sich mit Tagelöhnen und Rebarbeit kümmerlich durchschlug. Sie war trotz ihrer fünfzig Jahre ungemein wehrhaft und streitbar und lieferte dem Birchenschwengel fast jede Woche ein kleines oder größeres Wortgefecht, entweder von Haustüre zu Haustüre, oder dann durchs offene Küchenfenster. Da die beiden bei ihren Auseinandersetzungen und Schimpfereien die Altersverhältnisse ihrer Zuhörererschaft nicht besonders in Erwägung zogen, so hätten sie damit einem Anhänger der Aufklärungstheorie oft geradezu Entzücken bereitet; so wie sie einigermaßen die Behauptung des Kirchenpflegers Straßer erhärteten, die Burdi-Leute seien in gewissem Sinne der Sauerteig der Gemeinde. Die Einleitung lautete gewöhnlich: „Gäll, Du schlechter Siech, hast wieder gefrevelt, daß es so nach Gefottenem und Gebratenem riecht in Deiner Lasterbude! Worauf der Birchenschwengel, nicht faul, auf Nidel Kupfer herausgab: „Gäll der Kaspeter ist halt wieder ein paar Abende nicht bei Dir gewesen, daß Du bloß Nudeln und Mais fressen mußt! Mit Dir geht's halt hinten herab, Du bist eine alte Tulipanel!“

In diesem Tone ging es weiter, bis dem Birchenschwengel zuletzt die Geduld ausging und er mit einem Holzstiel oder mit dem Küchenbesen auf dem Kampfplatz erschien und die Töde sich keifend und fauchend in ihren Schlupf zurückzog.

Derlei kleine Uneinigkeiten hunderten jedoch den Schwengeler keineswegs, die Töde jedesmal ausdrücklich einzuladen, wenn es wieder einen sogenannten „Frah“ absehen sollte; erstlich, wie er sagte, aus Neugier, ob sie kommen würde, und zweitens, weil es um Weibervölker doch immerhin eine kurzweilige Sache sei, besonders um so weit herumgefahrene. Ganz abgesehen davon, daß man immer gut daran tue, bösen Sünden Brot vorzuwerfen. Vielleicht werde er sie später ganz zu sich nehmen, nur um den Krieg mit ihr bequemer führen zu können.

Das Merkwürdigste an der Seilertöde war, daß sie von Zeit zu Zeit ihren Heultag hatte. Sie schloß sich dann in ihrer Stube ein und weinte und heulte unausgesetzt einen ganzen Nachmittag lang, oft bis in den Abend hinein. Mitunter, wenn sie vergessen hatte, die blauen Vorhänge zuzuziehen, konnte ich sie von meinem Kammerfenster aus beobachten, wie sie aufrecht am Tische saß, die Arme schlaff ausgestreckt vor sich hingelagert, und hin und wieder in schwere

Weinkrämpfe verfiel. „Es beendest sie halt, daß sie in der Burdi ist“ erklärte mir der Zeigerhanig auf meine neugierigen Fragen ausweichend. Schors Schwengeler aber belehrte mich mit der Ueberlegenheit des Wissenden, die Töde sei nur wild darüber, daß es dem Galdenhöfner so gut gehe und er sogar in Ehren und Aemter komme. Denn sie sei als jung seine Haushälterin und eine Art Schatz von ihm gewesen. Aber zuletzt habe er alles auf einen Knecht hinausgeschuppt, wie es halt die großen Herren zu machen pflegen. Aus lauter Wildi sei die Töde nachher in die Stadt gegangen und ein Fräulein geworden. „Weißt, ein anderes“, betonte Schors jedesmal mit pfiifigem Gesicht. „Jetzt hat sie es halt nicht mehr so schön wie damals, und das furt sie, wenn sie daran denkt.“

Unter den Kostgängern, die dem Birchenschwengel ins Haus hineingeschneit kamen, manche unter freundlicher Begleitung des Trüber Landjägers, gab es bisweilen recht wunderliche und eigenartige Käuze. Alte Steiger Heimatgenossen, von denen manche das Dorf nie gesehen hatten, während andere in jungen Jahren mit gutem Wind in die Welt gezogen waren, aber, wie Schwengeler sagte, auf der Straße unachtsam gewesen und sich von ihren lieben Mitbrüdern und Schwestern in den Seitengraben hatten drängen lassen. Ausnahmeweise waren oft gleich ihrer zwei oder drei zu verpflegen, besonders zur kalten Jahreszeit. „Es friert die Kunden wieder an den Schuhnägel“, meinte Schwengeler, wenn wieder so ein Wintergast ankam. Er nannte sie „Konfirmanden“, weil sie auch wie diese den stillen Voratz hätten, nach Ostern ins Leben hinauszutreten.

Ich meinerseits nahm jede Gelegenheit wahr, mir die merkwürdigen Menschenkinder aus der Nähe anzusehen und freudete mich zu diesem Zwecke mit Schors hin und wieder vorübergehend an. Um gute Lehren bin ich in der Burdi selten reicher geworden und ich begriff ganz gut, daß Frau Esther gegen meine Besuche bei Schors Schwengeler fortwährend Einsprache erhob. Indes hatte die Meinung des Zeigerhanigs, die dieser etwa begütigend für mich geltend machte, doch auch etwas für sich; es würde mancher die armen Leute weniger verachten, wenn er mehr von ihnen wüßte.

Den tieferen Sinn der seltsamen und oft sehr törichtchen Gespräche der Burdi-Gäste, nach denen jeder einmal seine große Zeit gehabt und irgendwie eine Rolle gespielt hatte, habe ich erst später verstehen gelernt. Aber eines trat mir doch schon damals dunkel ins Bewußtsein: keiner von allen diesen Menschen hatte vor Jahr und Tag daran gedacht, daß sein Weg zuletzt im Armenhause ausmünden würde. Alle haben sie einmal ihre Träume gesponnen und ihre heimlichen Gärten gehabt, mit Blumen darin; aber sie sind ihnen vom Leben zertrampelt worden.

Der eine und andere von des Birchenschwengels Pflögen vermochte sein Herkommen aus dem Oberdorf nicht ganz zu verleugnen, denn irgendeine Idee hatte sich fast bei jedem erhalten oder mit den Jahren festgesetzt. Da war zum Beispiel der „Korpus“, der sich im Jahrhundert geirrt hatte. Den Zunamen legte ihm Schwengeler bei, weil er noch als alter, herabgekommener Kerl ein schmutziges Restchen von den Korporalschnüren aus seiner Militärzeit durch die und dünn mit sich trug und sich um keinen Preis von diesem Zeichen einstiger Größe getrennt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Mara Politsch.

Von Noda Noda.

Langsam schreitet die Linie der Mädchen vor und jätet den kniehohen Mais. Hinter der gebückten Schar steht, auf seinen Weilstock gestützt, der Schaffner, raucht seine Pfeife und sieht einem Vuffard zu, der im Himmelsblau schwebt, als hinge er an einem Faden. Hier und da erhebt sich eins der Mädchen und räfelt sich. Der Schaffner nimmt die Pfeife aus dem Mund und will wettern, aber das Mädchen blüht sich schnell und jätet weiter. Blüht es dem Schaffner dennoch einmal, seinen Fluch rechtzeitig anzubringen, gib't es ein Ruckern und Schwagen in der ganzen Linie. Dann kann der Alte ernstlich böse werden.

„Fluch Deinen dreißig Kreuzern Tagelohn!“ ruft er. „Geh Kürbisse melken oder sonst an eine Hegearbeit, wenn Du zu stolz zum Jäten bist.“

Mara Politsch, die dritte der Arbeiterinnen von links gerechnet, erhebt sich feuertend, beschattet die Augen mit der Hand und schaut nach einem Wölkchen Staub aus, das sich auf der Landstraße nähert. „Früch, Mädeln, früch, der Herr kommt!“ ruft der Schaffner,

der Maras Blicken gefolgt ist, steckt die Pfeife ein und geht querüber nachsehen, ob nirgends mehr als zwei Maisstengel in einer Staube stehen geblieben seien. „He — Kata! Die Herrschaft täte besser, ihre drei Sechser auf den Dung zu werfen, statt sie Dir zu geben. Soll ich Dir Brillen kaufen, Dirne? Und Du, Mara? Woran denkst Du, wenn Du so durch die Furchen spazierst?“

„Woran sie denkt? An einen geschneigten Trog mit zwei Ohren,“ ruft Kata, die Spahmacherin der Gesellschaft.

Mara Politsch wird um einen Schein blasser, die anderen lachen. Kata weiß sich immer die Furchen neben Mara zu sichern. Man hilft ihr dabei — es gibt dann immer Spaß. Denn Kata wird nicht müde, ihre Nachbarin nach Tzo auszufragen.

Tzo ist die Woche über im Walde und schnitt Mulden und Löffel von Rothbuchen. Sonntags trägt er seine Ware auf die Pusten zum Verkauf für ein paar Handvoll Mehl.

„Paßt auf, es kommt bald Hochzeit“, sagt Kata. „Tzo schnitt an einem Trog — darin werden sie ihr Kind wiegen.“

„Wie ist's aber mit dem übrigen Hausrat?“ fragte der Schaffner belustigt.

„Oh — keine Sorge! Zwölf Kochlöffel sind schon fertig, groß wie Brotschäufeln.“

Es ist auch zu lustig, Mara Politsch zu necken. Zuerst erträgt sie wortlos. Dann springt sie wie ein Luchs auf, ihre Augen glähen, ihre Wangen werden sahlgrau — und wenn sie am weitendsten ist, packt sie gar einen Buschen ausgerupften Hedrich und wirft ihn Kata ins Gesicht.

„Früch, Mädeln, früch!“ mahnt der Schaffner wieder. Ein Hufschlag tönt gedämpft. In der Flucht der Furche naht der Gutsherr auf seinem Halben und sorgt, daß das Pferd nicht die Saat zerstampfe. Der Schaffner geht ihm entgegen und meldet die Neuigkeiten der Wirtschaft. Herr von Wiener nickt. Er ist schon seit dem Morgen zu Pferde und hat alles so gesunden, wie es der Schaffner schildert. — Er läßt den Bügel los, um die Weine zu dehnen, gibt dem Halben nach, tätschelt ihn und bleibt noch ein wenig, um sich die Mädeln anzusehen. Frische Gesichter sind immer erfreulich.

„Wer ist da die dritte von links?“ fragt er den Schaffner.

„Mara Politsch, Euer Gnaden.“

„Von der Pusta?“

„Nein, aus dem Dorf.“

„Im — interessantes Gesicht — sehr interessantes Gesicht. Prachtvolle Augen.“

Mara Politsch hat ihren Namen nennen gehört und blüht schon auf. Sie sieht den Gutsherrn wenden, gegen die Straße zu fortreiten und sieht ihm furchtlich nach. Was will er von ihr? Er hat nach ihr gefragt. Warum?

Kata reißt sie aus ihren Träumen.

„Paß auf, Mara, der Gutsherr ist in Dich verliebt. Du wirst noch mit goldenen Gabeln essen.“

Herr v. Wiener tragt unterdessen im Mittagssonnenschein nach Haus und denkt an tausend Dinge — tausend Dinge — nur nicht an Mara Politsch. In der ganzen jätenden Linie aber geht von Mund zu Mund:

„Unser Gutsherr ist in Mara Politsch verliebt.“

Die einzige, die es fest und wirklich glaubt, ist Mara.

Eine Hütte am Dorfsende ist Tzos und Maras neues Heim. Sie haben ein mageres Hochzeitsstüpplein gegessen, nur eine ruppige Klage hats mit ihnen teilen mögen. Sie sitzt jetzt auf dem Fensterbrett und pugt ihr getiegetes Zell. Mara aber hält ihren Liebsten umfangen und hat Welt und Menschen vergessen.

„Wir sind arme Leute,“ sagt Tzo, „wir hätten mit dem Heiraten warten sollen.“

Mara schüttelt sich wie im Fieber. Warten! Im Himmels willen — nur das nicht. Seit jenem Tag, wo Herr von Wiener auf der Maisstafel nach ihrem Namen gefragt hat, ist eine namenlose Angst in ihr. Immerzu quält sie der Gedanke: er wird kommen — auf seinem Halben, wie damals, und wird sie von Tzo reifen — von Tzo, an dem sie mit wahnsinniger, kranker Liebe hängt.

Indessen herzt der Gutsherr sein blondes Töchterchen und weiß nicht einmal mehr, daß es eine Mara Politsch gibt.

Eines Tages hält ein Bauernwagen vor der Hütte. Der Kutscher pocht ans Fenster.

„Bohnt Tzo hier, der Muldenschnitzer?“

„Ja. Was ist's mit ihm?“ antwortet Mara aus dem Zimmer.

„Nichts weiter, als daß ihn eine Buche im Wald erschlagen hat. Pier bring' ich ihn gleich mit.“

Mara kommt hervor und glaubt zuerst an einen Bauernscherz. Dann sieht sie Tzo mit blutigem Kopf rücklings auf dem Stroh. Stumm hilft sie Tzo abladen und ins Haus tragen. — Sie betten ihn.

Mara lauert zu Häupten der Leiche nieder und starrt sie mit trockenen, weiten Augen an. Gott weiß, wie lange sie sitzt.

Leute aus dem Dorf kommen, die von dem Unglück gehört haben — immer mehr und immer neue — klopfen den Leichnam an, wispern mit einander und gehen wieder.

Am Abend tritt die alte Pfarrerswöckin ein. Ist kaum in der Stube und schreit schon:

„Herzloses Weib! Was hocht Du da und gehst nicht zum hochwürdigen Herrn um Segen bitten? So ein Weib! Weint nicht einmal. Als wär' ihr die Klage verendet.“

Mara antwortet nicht. Sie läßt es stumm geschehen, als die Weiber Kerzen anzünden, den Toten in einen Sarg legen, und sagt kein Wort, als man ihn wegfährt. Sie lauert neben dem leeren Bett und starrt auf die Stelle, wo Zwoos blutiger Kopf gelegen hat.

Am Glockenturm der Zencer Puzta steht sie, in Lumpen gehüllt, mit wirrem Haar, und singt. Singt in schrecklichen Mißklängen, die weit in die Sommernacht tönen:

„Sprich, was sollen mir die grünen Kränze,
Wenn du, Liebster, Lohnknecht bist in Zence...?“

Zwanzig Hunde heulen mit im gräßlichen Konzert. Herr v. Wiener läßt den Schaffner rufen.
„Ist die verrückte Mara wieder da?“
„Ja, Euer Gnaden.“
„Lassen Sie sie irgendwohin führen, wo sie übernachten kann. Und sorgen Sie, daß sie morgen ins Dorf zurückgeht.“
Der Schaffner holt die Schaffnerin und zwei, drei andre Leute. Sie nähern sich der Wahnsinnigen — vorsichtig — vorsichtig, denn wenn einen solch eine Narrin umarmt, kommt man selber auch um den Verstand.

Man redet ihr zu, ins Haus zu gehen, und sie folgt willig. Sie tritt in die Dienstwohnung des Schaffners und blinzelt umher, vom Lampentlicht geblendet. Plötzlich schließt sie wie der Vlieg auf ein Muttergottesbild zu, das über dem Schubkasten hängt, und sticht ihm mit dem Brotmesser wohl hundertmal ins Herz, in die Augen, in Brust und Kopf.

„Wiener, Wiener“, kreischt sie, „du hast meinen Mann ermordet.“

Am andern Morgen fragt Herr von Wiener:
„Ist die närrische Mara noch hier?“
„Nein, Euer Gnaden.“
„Habt ihr sie ins Dorf geführt?“
„Sie ist selber gegangen — zeitig, eh wir noch erwacht waren.“
Frau von Wiener erscheint, vom Schaffner ehrfürchtig begrüßt, und fragt ihren Mann:
„Oskar, weißt Du nicht, wo Leonie steckt? Sie soll frühstücken und ist nirgends zu finden.“
„Im Garten vielleicht? Oder bei ihrem Esel?“
„Auch nicht — wir haben überall nach ihr gesucht und gerufen.“

„So juch und ruht noch einmal — sie wird schon kommen.“
Die arme, kleine Leonie wird nicht mehr kommen. Sie liegt im Stroh mit blutendem Kopf, hat den Hals zerkratzt von würgenden Fingernägeln, und ihr zu Häupten lauerte Mara und starrt sie an — jaßt so, wie sie damals den toten Zwoos angestarrt hat: mit weiten, trockenen Augen.

„Wiener, Wiener, du hast meinen Mann ermordet.“

Berliner Konzertwesen.

Jeder kennt aus den Weihnachtsbuden das schöne rote oder blaue Ferkelchen. Man lahm es aufblasen; es ist einen Augenblick lang, dick und fett und stirbt mit einem unfaßbar komisch-jämmerlichen Seufzer. Vielen Erscheinungen kann dieses humorige Spiel ein dreistiges Symbol sein. Hier soll es die in diesen Tagen zu Grabe gehende „Berliner Konzertfajson“ illustrieren. Schon die oberflächliche Beobachtung eines Berliner Theater- und Konzertwinters wird die allgemeine Gültigkeit dieses Bildes erweisen. Der naive Glaube, daß der Künstler die treibende und bestimmende Kraft im öffentlichen Musikleben unserer Zeit ist, muß zuerst kapitulieren. Nur wirklichkeitsfremde Ideologen können noch behaupten, daß Konzertagenten, Verleger, Saalbesitzer die Physiognomie unseres Konzertbetriebes im wesentlichen bestimmen. Wie sollte es auch anders sein! Längst haben unternehmungslustige Spekulanten erkannt, daß der Handel mit geistigen Werten bei geschickter Wache und einigermaßen guter Ware ebenso hohe Gewinne abwerfen kann, wie etwa ein Geschäft mit Kaffee oder Baumwolle. Und da man beim Vertrieb von Tendren und Virtuosen leichter auf einen geordneten Bildungsgang verzichten kann, als bei irgendeinem anderen ordentlichen Geschäft, kommen immer mehr Kunstamateure auf die Idee, sich mit eigenem oder fremdem Betriebskapital in dieser Branche zu etablieren. Wie auf dem allgemeinen Warenmarkt entscheidet auch auf dem Kunstmarkt die Höhe des Betriebskapitals über die Ausdehnung und den Einfluß des Geschäftes. Der alles fortumpierende Geist des Kapitalismus bringt es fertig, daß der kapitalträchtige Händler mit Kunstware automatisch den Besitzer der Ware „Arbeitskraft“ — also in diesem Falle den Künstler — in eine im Verhältnis zu seinem Kapital steigende Abhängigkeit zwingt.

Die eben zu Ende gehende Konzertfajson hat fast noch mehr als frühere Jahre den Beweis für die eigentlich selbstverständliche Erkenntnis erbracht, daß die öffentliche Kunstpflege sich bedingungslos den Gesetzen unterwerfen muß, die auf dem allgemeinen Warenmarkt herrschen. Eine große Konzertdirektion hat ihre Geschäfte von München nach der Konzertmetropole Europas, nach Berlin, verpflanzt. Das Angebot von Konzerten hat damit eine ungeheuerliche Höhe erreicht. Während aber die erbeingewessenen Agenturen das Warenhausprinzip befolgen, jedes gutgehende Genre

zu führen, hatte die neue Firma den Ehrgeiz, einen Spezialartikel besonders zu bevorzugen. Dieser Spezialartikel, dessen erste Pflege eigentlich Pflicht der gesamten Öffentlichkeit wäre, heißt: zeitgenössische Kunst. Es war eine gefährliche Spekulation, mit einem Massenangebot dieser im Publikum stark diskreditierten Ware die Konkurrenz überwinden zu wollen. Das Bourgeois-Publikum will in seiner Faßneruhe nicht gestört sein und beantwortet jedes Attentat auf seinen gesunden Schlaf mit sehr fühlbarer passiver Resistenz. Als vor einigen Jahren ein großer, weltfremder, nur seinen Idealen lebender Künstler den Versuch machte, in Berlin Orchesterabende mit neuen und selten aufgeführten Werken zu einer ständigen Einrichtung zu machen, mußte er sich trotz der größten persönlichen Opfer von der Aussichtslosigkeit dieses Bemühens überzeugen. Diese Idee zu einem Geschäft zu verwenden, zeugt von mangelhafter Kenntnis der Psychologie der Konsumenten. Die Generationen den natürlichen Alterserscheinungen verfallen, müssen auch Klassen, die ihre historische Mission erfüllt haben, allmählich verfallen und absterben. Das Bürgertum kommt jetzt in dieses Stadium. Es ist nicht mehr jung genug, um die revolutionären Ideen unserer jungen Kunst zu begreifen, es verschließt sich ängstlich gegen die Zumutung, sich mit modernen Werken auseinanderzusetzen.

Ein Blick auf den Verlauf der Kunstgeschichte zeigt in unzähligen Beispielen die Richtigkeit des Satzes, daß eine neue Kunst sich nur in Verbindung mit neu aufsteigenden Klassen und deren Ideen durchsetzen kann. Freilich kann man von einem Geschäftsmann nicht verlangen, daß er sich erst mit materialistischer Gesichtsauffassung beschäftigt, bevor er Konzerte und Programme arrangiert. Aber die durch die Erfahrung der letzten Jahre genugsam erwiesene Novitätenscheu des Konzertpublikums hätte zur Vorsicht mahnen müssen. Jetzt, am Ende der Saison, kam auch der jämmerliche Todesseufzer: die großen Konzertferien, die im vergangenen Herbst mit so großem Pomp angelündigt waren, können im nächsten Jahre nur fortgesetzt werden, wenn schon jetzt eine so große Zahl von Enthusiasten mit 20 M. Beiträgen einem Aufrufe folgt, daß die Kosten gedeckt werden. Aus Gründen der Sympathie für die opfermutigen, produktiven und ausführenden Künstler ist immerhin zu hoffen, daß auf diese wahrhaft wenig geschmackvolle und für die „besseren“ Kreise blamable Art die nötige Summe zusammenkommt und die Weiterführung der Konzerte ermöglicht wird. Das Gegenpiel zu diesem mit einem Fiasko schließenden Unternehmen bilden auf der einen Seite die immer ausverkauften, jedem Geschmack entgegenkommenden Symphoniekonzerte des Opernhauses und der Philharmonie, auf der anderen die immer ausverkauften Kammermusikabende mit moderner Musik, die ein von Idealen erfüllter Künstler in der Hochschule veranstaltet, und die in weiser Voraussicht von jedem Eintrittsgeld absehen. Freilich das Massenaufgebot berühmter Namen, die Drapierung mit einem patriotischen Mäntelchen und möglichst konservative, von jedem modernen „Nißton“ verschonte Programme, wie sie das jetzt inszenierte Bach-Beethoven-Brahms-Fest bietet, das sind die Bedingungen für ein gutes Geschäft. Die „beste“ Gesellschaft drängt sich an die Kassen, um „ihren“ Beethoven wieder zu hören, um gleichzeitig die besten, zeitgenössischen Künstler verhungern zu lassen.

Noch mehr als diese großen Serienveranstaltungen beweisen die unzähligen Solistenkonzerte die souveräne Herrschaft des geschäftlichen Standpunktes auf diesem Gebiete. Mit unglaublichen Opfern werden in den meisten Fällen die verhältnismäßig hohen Summen aufgebracht, die ein Konzert in Berlin kostet. Auf den riesengroßen Plakaten an den Vorfahsäulen prangt zwar noch immer die jetzt schon komisch anmutende Forderung: 5, 3, 2 und 1 M. als Eintrittspreis. In Wirklichkeit ist der Konzertegeber meistens heilfroh, wenn sich überhaupt Leute finden, die ein Billet geschenkt nehmen und auch das Konzert besuchen. Den Gewinn haben die Saalbesitzer, Zeitungsverleger und Konzertagenten. Kurz, eine ganze Koterie von Kapitalisten, für die alles andere als künstlerische Gesichtspunkte bei ihrem Geschäft maßgebend sind. Die Auslese ist denn auch grausam genug. Die meisten der Debutanten, für die das Urteil der Presse allein maßgebend sein muß, verschwinden für immer von Konzertpodium, die anderen haben bei einigermaßen guter Aufnahme das Glück, nun wieder und immer wieder Konzerte geben zu müssen, bis sie endlich so oft der Öffentlichkeit ihren Namen aufgedrängt haben, daß sie auf Engagements in der Provinz rechnen können. Und dazu gehört vor allem wieder ein großer, kostspieliger Apparat mit Annoncen, Empfehlungen, oft auch direkten Anpreisungsreisen zu den vergötterten Provinzdirektoren. Die Höhe des Betriebskapitals entscheidet natürlich auch beim einzelnen Künstler, ob und in welcher Zeit er das Nennen gewinnt. Die künstlerische Begabung und Fähigkeit — bis zu einem gewissen Grade Voraussetzung — ist also nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Die maßgebenden Faktoren haben an einer Veränderung dieses lediglich auf Profitgier aufgebauten Zustandes natürlich kein Interesse. Im Gegenteil. Die Kritiker, die oft beweglich über die Konzertsintflut stöhnen, können nichts Ernsthaftes unternehmen, da sie ja vom Zeitungskapital abhängig sind, für das die Konzertannoncen recht nennenswerte Gewinne abwerfen. Die Musiklehrer haben in der Ausbildung von Aspiranten für den Konzertsaal ihre fettesten Einnahmen. Die Fachpresse hält sich hauptsächlich durch Inserate

der Kongertagenten. Und von diesen kann doch eine Eindämmung des Kongertstromes nicht ernsthaft erwartet werden. Die bisherige Betriebsweise wird wohl durch die Anwendung des Stellenvermittlungsgesetzes auf die Kongertagenturen geändert werden müssen. Wenn die unlängst ergangene Entscheidung des bayerischen obersten Landgerichts in München auch in Preußen anerkannt wird, so muß eine reinliche Scheidung in Agenturen, die Veranstanter sind, und solche, die bloß vermitteln, eintreten. Aber damit ist im besten Falle eine Veränderung, keinesfalls aber eine Verbesserung, die nur durch eine Einschränkung zu erreichen wäre, erzielt.

Die Kräfte, die auf dem Gebiete der Kunstpolitik im Spiele sind, fordern auch die gleichen Kämpfe heraus, die heute in der Weltpolitik, auf dem Weltmarkt toben. Und wie immer, bietet die Kunst auch heute der Zeit einen Spiegel, der die treibenden Ideen scharf reflektiert. Wir sehen auf der einen Seite eine stumpfe Masse, die satt und träge nur das von Jugend auf eingedrückte „klassische“ Wert aufnehmen will, dessen lebendige, einst auch revolutionäre Idee ihm ganz gleichgültig bleibt. Der Mangel jedes Ideals, jeder Tendenz verbietet der Bourgeoisie ein klares, freudiges, respektvolles Verständnis neuzeitlicher Kunst. Neue, von unten her nachrückende Scharen, voll von Begeisterungsfreude, von Kampflust, von jungem Felle treten auf den Plan. Sie sind berufen, das übliche „zahlungskräftige“ Publikum abzulösen, für sie dichtet, komponiert und malt mancher Künstler unserer Zeit. Jede Epoche hat ihren Künstlern kraftvolle, gewaltige Ideen geschenkt, die die Grundlage für ihr Schaffen boten. Noch nie war große, ewige Kunst Selbstzweck. Aus den monumentalen Kunstwerken, die ihr Bestes aus den Zeiten, aus der großen Begeisterung für allgemeine Ziele schöpften, hat das Volk in herrlicher Wechselwirkung Anfeuerung und Sicherheit zur Lösung der großen Aufgaben gewonnen. Heute stehen wir an einer Wende. Noch ahnt der Künstler selbst nicht, welche Kämpfe sein Werk voranführend entziffert; aber seine ohnmächtige Wut gegen stumpfe Verständnislosigkeit, seine materielle Abhängigkeit vom Kapital zwingt ihn zur wirtschaftlichen Koalition, vorläufig nur zur Anerkennung einer Form des proletarischen Befreiungskampfes, zur Gewerkschaft. Noch sind diese Organisationsversuche tastend und unsicher. Erst wenn auch der Künstler nicht nur die Form, sondern auch das Wesen, den Inhalt — den Sozialismus — begriffen haben wird, können die unwürdigen Ketten, mit denen heute der Kapitalismus die Kunst einschürt, gesprengt werden. Schon warten Begeisterungsfreudige Massen, die mit religiösem Ernst den Willen zur Kunst äußern, auf diesen Augenblick. K.

Kleines feuilleton.

Volkskunde.

Hexenfeuer und Walpurgisabend. Als Nachwirkung des mittelalterlichen Hexenaberglaubens finden wir noch mancherlei Bräuche, die sich namentlich in der Bevölkerung entlegener Landstriche erhalten haben. Dazu gehören die Hexenfeuer in der Walpurgisnacht, die noch in Thüringen, im Vogtlande, im Erzgebirge und in Böhmen abgebrannt werden. Schon ein und zwei Wochen vor dem Walpurgisabend gehen die größeren Schuljungen von Haus zu Haus, um Brennmaterialien für die Hexenfeuer einzusammeln. Alte Besenstiele und Scheuerbürsten, zusammengefallene Holzstäbe, Sägespäne und Hobelspäne, Baumwurzeln, ausgerangierte Wirtschaftsgegenstände, alte unbrauchbar gewordene Dachschindeln und andere brennbare Gegenstände: alles wird von den Jungen zur Verwendung bei den Hexenfeuern am Walpurgisabend angehäufelt. Kommt der Walpurgisabend heran, so ziehen die Jungen mit ihrem Brennmaterial auf den Berg, auf dem gewöhnlich die Hexenfeuer abgebrannt werden. Dann werden an den verschiedensten Stellen auf der Spitze des Berges Holzstöße aufgeschichtet, und wenn dann die Dunkelheit hereinbricht, leuchten bald überall die Feuer empor. Neben den Schuljungen stellen sich auch noch junge Burschen ein. Auch diese bringen noch Brennmaterialien mit, die auf die Holzstöße geworfen werden. Ein besonderes Fest ist es, wenn ein altes Teerfaß verbrannt werden kann; denn mit einem solchen alten Holzgefäß läßt sich ein weithin sichtbares Feuer anmachen. Die jungen Burschen begnügen sich aber nicht damit, Holzstöße anzubrennen, sie bringen auch alte Besenstümpfe und Reisigbündel mit, die vorher mit Teer getränkt sind; die Besenstümpfe und Reisigbündel dienen als Fackeln, die eine Zeitlang rundum gedreht und schließlich in die Luft geschleudert werden. Dieses Umkrehen und Aufwerfen von brennenden Fackeln ist auch noch ein Ueberbleibsel aus früheren Jahrhunderten. Da die Hexen nach dem mittelalterlichen Volksglauben in der Walpurgisnacht in der Luft auf- und abreiten sollten, so glaubte man, daß durch das Hin- und Herschwenken und Aufwerfen von Fackeln der Chor der Hexen vertrieben werden könne. In Böhmen und im Vogtlande sind oft von einer Anhöhe aus Dutzende von solchen Hexenfeuern zu sehen. Während die Feuer auf einer Anhöhe langsam verglimmen, leuchten sie auf einer anderen Anhöhe erst in voller Glut auf. Sind die Feuer niedergebrannt, so üben sich die jungen Burschen noch am Hexensprung. Dieser besteht in

dem Kreuzweisen Ueberspringen der verglimmenden Feuer. Erst nach diesem Ueberspringen der Feuer sind die Beteiligten gegen die Hexen gefeit.

Sprachwissenschaftliches.

Wie der Mensch sich im Tierreich spiegelt. Es bleibt amüsant zu beobachten, wie oft unsere Sprache, wenn sie Superlative ausdrücken will, ihre Zuflucht zu Vergleichen mit dem Tierreich nimmt. Schon die Bibel lehrt, klug zu sein wie die Schlange und ohne Falsch wie die Tauben; geht es uns schlecht, führen wir ein „Hundeleben“, wogegen wir in guten Zeiten „eitel wie ein Pfau“, „wie ein Hahn“ herumstolzieren. Manches „Leichtsinrige Huhn“ bringt abends einen „Affen“ mit, der sich sodann morgens in einen „Kater“ verwandelt hat und seinen Inhaber mit „Nagenjammer“ plagt, daß er sich „wie ein Wurm krümmt“, obwohl er sonst ein „Kerl wie ein Bär“ ist. Helden haben „Löwenmut“, ein „Hasenfuß“ dagegen ergreift schnell das „Hasenpanier“ und „läuft wie ein Wiesel“, wenn er auch sonst „langsam wie eine Schnecke“ ist. Der Faule „schläft wie ein Murmeltier“, wenn der Fleißige schon „wie ein Pferd“ arbeitet, „fleißig wie eine Biene“. Im Zorne werden wir „rot wie ein Krebs“, wenn wir sonst auch „kalt wie eine Hundeschnauze“ sind und eine Haut „wie ein Rhinoceros“ haben. Mancher „schlaue Fuchs“, der überall „Gahn im Korb“ ist, begegnet uns „Labenfreundlich“, wobei er „wie ein Papagei“ schwätzt; von einem solchen „Hoch im Karpenfleisch“, der wohl gar einen „Bogel“ hat, „giftig wie eine Spinne“ ist und sich „wie ein Frosch aufbläht“, sagen wir: „Hol dich der Audud!“ Der eine ist „glatt wie ein Kal“, „störrißig wie ein Maulesel“ und „stiehlt wie ein Mabe“, der andere dagegen ein „gutmütiges Schaf“ und „geduldig wie ein Esel“, der sich „sautwohl“ fühlt, wie „der Fisch im Wasser“, wenn er mal ein bißchen „Schwein“, will sagen Glück hat. Sparsame Leute werden leicht „geizig wie ein Hamster“, manches junge Mädchen ist „eine wilde Hummel“ mit „Wespentaille“, die „wie eine Eifer plappert“ oder „wie eine Nachtigall“ singt. Mancher freilich „krächzt wie ein Mabe“ und „kollert wie ein Truthahn“, wenn er auch vielleicht schwimmt „wie eine Ente“. Wir sprechen von „Ablernasen“ und „Eselsohren“, fleißiges Studieren bezeichnen wir mit „Ochsen“ oder gar „Wüffeln“, die „Nase im Sad“ will keiner gern kaufen, sonst könnte, was dabei verdient würde, „die Maus auf dem Schwanz“ forttragen und er „wie der Ochse am Berge“ dastehen oder „wie die Kuh vom neuen Tor“. Der abgegangene Abiturient heißt „Mauktier“ und wird leicht zum „Fechdachs“; wir sprechen von den „Hänen des Schlachtfeldes“ und von den „Löwen der Gesellschaft“, von „hungrigen Geiern“ und „naselweisen Gänsen“, von „Hundetreue“ und „Nagenfalschheit“ usw. Die hier genannten Beispiele ließen sich leicht noch um eine ganze Anzahl bereichern, doch wollen wir dem Leser „keinen Floh ins Ohr setzen“, sonst könnte ihm „eine Laus über die Leber laufen“ und er verlöre am Ende seine „Lammgeduld“.

Erdfunde.

Ein gewaltiger Meteorsteinfall. Am 19. Juni 1912 fand zwischen 6 Uhr 20 Minuten und 6 Uhr 40 Minuten nachmittags in der Nähe von Holbrook in Arizona ein Fall von Meteorsteinen statt, dessen genauere Untersuchung eine Reihe von interessanten Beobachtungen ergab. Die Ankunft der Meteoriten kündigte sich durch ein großes Geräusch an, das auf mehrere Kilometer Entfernung hin deutlich zu hören war und wie das Rollen eines Bagens über einen jähen Abhang, wie ein schnelles Entweichen von Dampf oder ferner Kanonendonnerklang. Die Meteore wurden in der Luft nicht gesehen, da das Tageslicht noch zu stark war, um ihr Aufstrahlen erkennen zu lassen. Aber bald nach dem Niederfallen der Steine wurde an der Stelle der Explosion eine genaue Nachforschung nach den durch den Sturz zerstreuten Steinen unternommen, die in der Richtung, in der der Einfall erfolgt war, einen Raum von 5 Kilometer und in der Breite 800 Meter bedeckten. Nach einer sorgfältigen Suche wurden schließlich 218 Kilogramm Steine gesammelt; der größte wog 6665 Gramm, 29 wogen über ein Kilogramm, 6000 Einzelsteine wogen 1 bis 1000 Gramm und 8000 Splitter wogen weniger als ein Gramm und bildeten so einen wahren Meteorstaub. Ein Bruchstück, das etwa so groß wie eine Orange war, hatte sich in einen Baum eingegraben. Bei der Untersuchung zeigte sich, daß die Bruchstücke zwei verschiedene Krusten hatten; die eine hatte sich beim Eintritt in unsere Atmosphäre und eine zweite im Augenblick der Explosion gebildet. Das Gestein zeigte etwa dieselbe Zusammensetzung wie die Felschichten, in denen man in Kanada und Norwegen Adalminerale findet.

Zum Vergleich seien die berühmtesten Steinfälle, die man wirklich beobachtet hat, aus neuerer Zeit angeführt. Bei Laigle in Frankreich fielen am 26. April 1803 gegen 3000 Steine, die von 8 Gramm bis 9 Kilogramm wogen. Ein Steinfall vom 9. Juni 1866 in Anghina in Ungarn ergab mehr als 1000 Steine von 423 Kilogramm Gewicht, darunter einen der über 300 Kilogramm wog. Ein noch größerer Stein fiel am 12. März 1899 in der Bjurböle Ducht in Finnland; seine durch Taucher herausgehobenen Teile wogen zusammen 320 Kilogramm. Am 10. Februar 1898 fiel in Madrid am hellen Tage ein Meteor, das durch seinen Glanz viele Menschen blendete und eine fürchtbare Panik hervorrief.